

(7. Fortsetzung.)

Marian wurde durch die sichere Art dieses kleinen weiblichen Advokaten so verwirrt, daß sie kaum wußte, wie sie sich dieser logischen Beweisführungen gegenüber behaupten sollte.

Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Miß Lambert, so galt unsere Verlobung dem von Ihnen erwähnten Falle nicht, sagte sie etwas erregt.

„Aber Sie würden doch niemals in ein Verlöbniß mit dem Bräutigam eines anderen Mädchens einwilligen?“ entgegnete Clara schlaffertig.

„Geht nicht, Mrs. Murray, den Augenblick für gekommen, Marian, an der sie doch sozusagen Mutterstelle vertrat, ihre Fürsorge angebeihen zu lassen.“

„Sie müssen immer im Auge behalten“, begann sie, „daß Mr. Rawdon sich zu einer Zeit mit meiner Nichte verlobte, als er von Ihnen überhaupt nichts wußte.“

„Allerdings, aber setzen wir den Fall, ich wäre zu jener Zeit schon eine Frau gewesen, was würde Miß Marston dann bei meinem Erscheinen thun?“ fragte Clara unumwunden.

„Es würde ihr weiter nichts übrig bleiben, als zurückzuführen“, entgegnete Mrs. Murray etwas kleinlaut und rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

„Natürlich, und der Zweck meines Besuchs ist nun der, Miß Marston darum zu bitten, ein Verlöbniß wie dieses verliert seine Gültigkeit, wenn sich die Bedingungen, unter denen es geschlossen ist, als falsch aufweisen.“

„Und woher wissen Sie, daß die Bedingungen falsch sind?“ fragte Marian, in der jetzt eine brennende Eifersucht aufstieg. „Er ist nicht verheiratet, und ich sehe keinen Grund für die Forderung, die Sie an mich stellen.“

Clara Lamberts Wangen färbten sich mit dunkler Röthe vor Zorn; aber sie beherrschte sich bewunderungsmüdig und sagte gelassen:

„Ich habe gehofft, nicht an Ihren Gerechtigkeitsfuss appellieren zu brauchen. Da Sie sich aber weigern, meine Ansprüche anzuerkennen, so möchte ich Sie fragen, ob Sie Ihre Handlungsweise für ehrenhaft halten? Sie haben meiner Ansicht nach kein Recht, Rawdon unter den gegebenen Umständen, die wir eben so ausführlich miteinander erörtert haben, daß die Möglichkeit eines ferneren Mißverständnisses ausgeschlossen ist, bei seinem Worte zu nehmen.“

Marian hörte mit gesenktem Haupte zu, aber Mrs. Murray sah die sehr aufgerichtete Gestalt des jungen Mädchens das mit blühenden Augen und tiefer, klarer Stimme ihre rechtlichen Ansprüche geltend machte, beunruhigend an. Es folgte eine lange Pause, dann sagte Marian langsam: „Haben Sie mit Cecil über die Lösung unseres Verlöbnisses gesprochen?“

„Nein.“

„Warum haben Sie nicht erst mit ihm gesprochen, ehe Sie mich zu Weichenläufigen gaben?“

„Er hat die Folgen seiner langen Krankheit noch nicht überwunden. Sie haben großen Einfluß auf ihn gewonnen, wie ich bemerkt habe, und ich hoffe, auf Ihre Großmuth rechnen zu können, die Sie aus freien Stücken würde zurücktreten heißen. Da ich mich in Ihnen geirrt habe, bleibt mir nichts weiter übrig, als mich an Cecil zu wenden, damit er dieses falsche Verlöbniß löst!“ schloß sie mit einem plötzlichen Ausbruch von Leidenschaft.

„Und geseht den Fall, er weigert sich?“

„Klara sah sie starr an. „Ich verhehe Ihre Worte nicht“, sagte sie mit vor Entrüstung bebender Stimme.“

„Ich wünsche von ganzem Herzen, Sie hätten die Angelegenheit erst eingehend mit Cecil besprochen, ehe Sie zu mir kamen“, fuhr Marian fort.

„Ich sehe, daß Sie bis jetzt nur die halbe Wahrheit kennen; aber wenn er selber nicht den Muth hat, Ihnen Aufklärung zu geben, so ist es weder recht noch billig, das von mir zu erwarten.“

„Bitte, erklären Sie sich näher“, rief Clara in höchster Erregung.

„Ich habe kein Recht, Ihnen weitere Erklärungen abzugeben. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie werden allerdings nicht ahnen, wie viel Ueberwindung mich dies kostet. Gehen Sie zurück zu Cecil und fragen Sie ihn, ob er Sie noch liebt und zum Weibe begehrt. Wenn er Ihre Frage bejaht, so seien Sie versichert, daß ich Ihnen nicht länger im Wege sein werde.“

„Sie sprechen, als ob Sie Ursach hätten, an seinem Jawort zu zweifeln. Sprechen Sie die Wahrheit, Miß Marston!“ rief sie befehlend.

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich von ihm selbst Aufklärung holen müssen.“

„Ich muß sofort zu ihm! Könnte es denn möglich sein, daß der Verdacht, der bei seiner Erzählung in mir aufstie, verwandelt gewesen wäre!“

„Sie schien ihre Umgebung verlassen zu haben und zu sich selbst zu sprechen. Dann ermannete sie sich und eilte mit hastigem Lebenswohl und der Bitte, die Störung zu verzeihen, zur Thür hinaus. Marian hatte Mühe ihr zu folgen; ihr Herz war voll Mit-

leids für das arme Mädchen, und doch konnte sie dieses nagende, qualende Gefühl, dem die Welt den Namen Eifersucht gegeben hat, nicht ganz unterdrücken, als sie, an die Gartenpforte gelehnt, der schnell davontretenden Reiterin nachsah.

13. Kapitel.

Ein Unfall.

Mr. Walter Brymer hatte seinen Morgenpaziergang sehr lange ausgedehnt. Er hatte sich der Begegnung mit Rawdon und Marian die ganze Umgebung von Darlington durchstreift und konnte sich nur schwer entschließen, sein Heim wieder aufzusuchen. Mit seinem gewichtigen Schwergewicht die Luft durchtreibend, schlen- derte er behaglich seines Weges und vertiefte sich im Geheimen über einige noch im Werden begriffene Spekulationen. Es ist erstaunlich, wie wenige Männer es giebt, die, nachdem sie sich durch erfolgreiche Unternehmungen ein Vermögen erworben haben, wirklich zum Genuß ihres Reichthums kommen. Ihr geschäftliches Talent, dem sie ihren Reichtum verdanken, bleibt der herborkedende Zug ihres Wesens und ihm folgend, versuchen sie ihr Glück immer wieder auf's neue. Nur selten tritt der Fall ein, in dem der Mensch unter dem Begriff von „genug“ nicht noch etwas mehr versteht, als er gerade hat. Man sagte von Mr. Brymer, daß er mehrfache Millionen sei, und es war kein Grund vorhanden, dieses Gerücht anzuzweifeln, und doch waren seine Gedanken selten anders als mit der Zusammenstellung von Zahlen und Plänen zu großen Unternehmungen beschäftigt, durch die er sein Vermögen zu vergrößern gedachte.

Als Mr. Brymer die kleine Straße, die von Mrs. Murray's Häuschen nach Dunbar House führte, erreicht hatte, hörte er eiligen Hufschlag hinter sich, und gleich darauf raste ein reitendes Pferd an ihm vorbei. Er war zuerst so bestürzt, daß er dem Thiere sprachlos nachstarrte, dann schlug er die Richtung ein, aus der es gekommen war, um zu sehen, ob der Reiter in Sicht sei. Er war noch nicht weit gekommen, als er eine Gestalt auf dem Wege liegen sah; er eilte hin, um seine Hilfe anzubieten, und erkannte zu seinem Schrecken, daß es eine Dame war; sie lag so bewegungslos auf der staubigen Straße, daß er im ersten Augenblick fürchtete, sie sei todt. Als er sich aber zu ihr niederbeugte, merkte er, daß sie atmete, wenigstens nur sehr schwach; ihre Augen waren geschlossen, und der Sand, auf dem ihr goldiges Köpfchen ruhte, war mit Blut bespritzt. Mr. Brymer überlegte, was zu thun sei. Er mußte sich zunächst umsehen, ob in der Nähe ein Haus war, von dem er Hilfe holen konnte. Als er zu diesem Zweck den Weg weiter verfolgte, kam ihm ein Herr entgegen, den er sogleich als seinen alten Freund und Reifegefährten Mr. Hartree erkannte. Er winkte ihm zu sich heran.

„Was ist Ihnen passiert? rief der schnell Herbeieilende.“

„Hier ist eine junge Dame beim Reiten verunglückt, und wie ich fürchte, schwer verwundet. Ich bin froh, daß Sie kommen, ich wußte mir allein keinen Rath.“

„Das ist ja Klara Lambert!“ rief Mr. Hartree tief erschrocken. Brymer kannte das Mädchen, sie wird doch nicht tödtlich verwundet sein?“

„Vorläufig ist sie benimmungslos.“

Mr. Hartree kniete nieder und fühlte nach ihrem Puls. „Sie lebt noch“, rief er erleichtert, „aber ihr Puls ist so schwach, daß ich ihn kaum fühlen kann. Sie muß mit dem Kopf aufgeschlagen sein. Sehen Sie, hier sind Blutspuren.“

„Wo wollen wir sie hinführen?“ fragte Mr. Brymer.

„In mein Haus natürlich, es ist kaum fünf Minuten entfernt. Warten Sie hier, bis ich wiederkomme, Brymer.“

Er eilte von dannen, während Mr. Brymer das junge Mädchen aufmerksam betrachtete, ohne jedoch ein weiteres Lebenszeichen an ihr entdecken zu können. Nach wenigen Minuten kam Mr. Hartree mit einigen Leuten zurück, die eine Matratze trugen. Die beiden Herren legten die Verunglückte vorsichtig darauf nieder, und dann schlug der kleine Zug langsam den Weg nach Dunbar House ein.

Cecil Rawdon stand im Wohnzimmer am Fenster, von dem er das Partschor sehen konnte, obgleich er augenscheinlich aufmerksam Mrs. Hartrees Unterhaltung folgte, klingen seine Sinne unverwandt an jenem Thor, das Clara Lambert auf ihrem Rückweg passiren mußte.

„Was bedeutet denn das?“ rief er plötzlich, „da mich jemand verunglückt sein, sie bringen ihn auf einer Matratze.“

Mrs. Hartree blieb mitten im Gehen stehen und sah bestürzt auf die näher kommenden Menschen, unter denen sie ihren Gatten erkannte. „Es scheint ein Mädchen zu sein“, rief sie endlich. Sie verließen eilig das Zimmer und erreichten die Hausthüre zu gleicher Zeit mit dem kleinen Zug. Miß Lambert ist von ihrem Pferd abgeworfen worden“, rief ihnen Mr. Hartree entgegen. Mr. Brymer und ich haben sie benimmungslos auf dem Wege gefunden. Laß schnell ein Zimmer für sie zurecht machen.“

Mrs. Hartree verschwand sofort wieder im Hause, während Cecil Rawdon wie betäubt auf die regungslose Gestalt zu seinen Füßen starrte. — Klara Lambert! — Hier lag sie, die ihn erst vor so kurzer Zeit in der Kraft und Schönheit ihrer Jugend verlassen hatte, schwer verletzt, vielleicht sterbend. Hier lag sie, die ihm sein Gedächtniß wiedergegeben hatte, und die er, wie ihm jetzt wohl klar wurde, so grausam getränkt hatte. Herr Gott, wenn seine liebevolle Entschädigung zu diesem Unfall beigetragen hätte. Sein Kopf schwindelte ihm, aber er raffte sich gewaltsam auf: „Glauben Sie, daß die Verwundung tödtlich ist?“ fragte er Mrs. Hartree mit befeister Stimme.

„Das ist noch nicht festzustellen, hoffen wir das Beste.“

„Was kann ich für sie thun? soll ich den Arzt holen?“

„Janob! bringen Sie Dr. Scott's so schnell wie möglich her“, entgegnete Mr. Hartree. „Sie wissen doch, wo er wohnt?“ Cecil hörte seine letzten Worte kaum noch.

Klara Lambert wurde in ein hohes, luftiges Zimmer im oberen Stockwerk getragen und auf ein Bett niedergelegt. Ihre Augen waren noch immer geschlossen, und ihre schlanken Glieder so bewegungslos wie früher; die fast unhörbaren Athemzüge waren das einzige Lebenszeichen. Alle Versuche Mrs. Hartrees, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, waren erfolglos, und es blieb den drei aufs höchste besorgten Menschen nichts übrig, als den Arzt abzuwarten.

„Hier ist die Wunde“, sagte Mrs. Hartree, das goldige Haar von der Schläfe vorsichtig zur Seite streichend. „Sie muß auf einen scharfen Stein gefallen sein. Ich bin sehr besorgt um das arme Kind, Brymer.“

„Kennen Sie sie schon lange?“

„O nein. Benennen Sie sich nicht auf den jungen Mann auf dem „Stratbairn“, der sein Gedächtniß verloren hatte?“

„Allerdings, ich habe ihn heute früh getroffen, und aus seinem eigenen Munde gehört, daß er wieder hergestellt ist.“

„Ja, und zwar durch ein Zusammenreffen mit diesem jungen Mädchen; es ist eine merkwürdige Geschichte.“

Und nun schilderte er dem theilnehmend zuhörenden Kaufmann mit gewöhnlichem Geschick die schwierige Situation Rawdons den beiden Mädchen gegenüber und die bittere Enttäuschung des armen Mädchens vor ihnen, das nun schon von diesem anderen Unglück betroffen worden war. „Ich bedaure dies arme Mädchen auf's tiefste“, schloß er pathetisch (Mr. Hartree konnte ganz besonders viel in der Rede mitfühlen, wenn er wirklich ergriffen war). „Ist ist großes Unrecht widerfahren, aber es wäre natürlich im höchsten Grade thöricht und auch hartnäckig, wenn man den jungen Mann für ihr Unglück verantwortlich machen wollte.“

Inzwischen eilte Cecil Rawdon dem Hause des Arztes zu. Er traf ihn an und wollte ihn gleich mitnehmen, aber der kleine hochtrabende Mann konnte seiner Doktorwürde doch nicht so viel vergeben, daß er gleich mitging; er versprach, ihm zu folgen, sobald seine Geschäfte erledigt seien, obgleich diese zur Zeit nur darin bestanden, daß er in seinem Hinterzimmer eine Portion Hammelknochen zu verpacken hatte. Rawdon mußte sich wohl oder übel zufriedengeben, und nachdem er ihnen den Fall noch einmal als sehr ernst und bringlich hingestellt hatte, begab er sich auf den Heimweg. Kurz vor Dunbar House überholte er Marian Marston. Sie sah ihn nicht früher, als bis er dicht neben ihm war.

„O Cecil, wie freue ich mich, dich heute noch zu treffen! Weißt du, daß ich heute eine Unterredung mit Klara Lambert gehabt habe, die mich sehr unglücklich gemacht hat. Als wir uns trennten, wollte sie zu dir, hast du sie gesehen?“

„Klara Lambert ist verunglückt. Ihr Pferd hat sie abgeworfen, und Mr. Brymer hat sie hilflos am Wege gefunden und nach Dunbar House gebracht. Ich habe soeben Dr. Scott's benachrichtigt. Ich weiß nicht, ob ihre Verletzungen gefährlich sind, sie war benimmungslos, als ich ging.“

Marian sah ihn entsetzt an. „Welch ein furchtbares Geschick! rief sie, „ich kann mir nicht helfen. Cecil, wir beide haben ihr schweres Unrecht zu gefühlt; wenn es auch unbewußt geschehen ist, so bleibt es darum doch ein Unrecht.“

Da er nicht antwortete, fuhr sie fort: „Kann ich dich nicht nach Dunbar House begleiten? Vielleicht kann ich mich dort nützlich machen.“

„Komm nur; ich weiß ja aus eigener Erfahrung, welche eine ausgezeichnete Pflegerin du bist.“

Sie lächelte trübe. Sie hatten Dunbar House bald erreicht, und Cecil führte Marian in das Zimmer, in dem Klara Lambert immer noch benimmungslos lag. Sie wurden von den Anwesenden im Küsterrione begrüßt und gefragt, ob der Arzt bald käme.

„Er verprach, bald nachzukommen“, entgegnete Rawdon. „Wie geht es ihr jetzt?“

Mrs. Hartree entgegnete, daß noch keine Veränderung zu beobachten sei. „Wäre es nicht richtig, ihre Angehörigen zu benachrichtigen?“ bemerkte Mr. Brymer.

„Natürlich, und zwar sofort“, rief Mr. Hartree. „Wie thöricht, daß wir nicht früher daran gedacht haben. Aber wer weiß nun, wo sie wohnt?“

„Sie gab mir gestern ihre Adresse“, sagte Rawdon, und zog ein Stück Papier aus seiner Rocktasche, das er Mr. Hartree einhändigte.

„Ich werde sogleich einen Boten hinschicken“, sagte dieser und verließ eilig das Zimmer. Als er zurückkehrte, brachte er den Arzt mit.

14. Kapitel.

Rawdon wird frei.

Als der Arzt Klara Lambert untersucht hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und stellte die Diagnose auf Gehirnerschütterung. „Ich kann es noch nicht mit Sicherheit konstatiren“, sagte er, „aber die lange Bewußtlosigkeit ist ein ziemlich sicheres Zeichen.“

„Liegt die Möglichkeit vor, daß sie es überwindet?“ fragte Mr. Hartree. Dr. Scott's antwortete nicht, sondern fuhr fort, bedenklich den Kopf zu schütteln.

„Ist gar nichts zu machen?“ fragte Rawdon mit unsicherer Stimme.

„Wir wollen alles thun, was in unseren Kräften steht“, entgegnete der Arzt. „Eine von den Damen muß ihr totale Umkleide um die Stirn machen.“

Mrs. Hartree machte sich sofort ans Werk. Dann ließ Dr. Scott's Brandt kommen, den er der Bewußtlosen einflößte. „So, nun müssen wir warten“, sagte er, einen Stuhl für sich an das Bett ziehend. „So ist es gut. Mrs. Hartree, fahren Sie nur so fort. Kaltes Wasser ist das beste Mittel gegen Ohnmacht.“

Dann ließ er sich berichten, wie das Unglück gekommen sei, wie lange die Kranke schon benimmungslos sei und dergleichen mehr. Von Zeit zu Zeit kühlte er nach dem Puls, einmal so andauernd, und sein Gesicht trug dabei einen so ängstlichen Ausdruck, daß die Umstehenden schon das Schlimmste befürchteten, aber da ließ er das Handgelenk fahren und nicht ihnen befehlend zu. So verging eine halbe Stunde; dann entrang sich ein Seufzer der Brust der Kranken, sie schlug die großen blauen Augen auf und sah sich verwirrt um.

„Verhalten Sie sich alle ganz ruhig“, sagte der Arzt im Flüsterton, „lassen Sie ihr Zeit, sich zu besinnen.“

Nach einigen Minuten neigte er sich über sie und sagte, ihre Hand ergreifend: „Nun, wie geht es jetzt?“

Sie lächelte ein wenig und fragte mit matter Stimme, was mit ihr geschehen sei.

„D, nichts besonderes; haben Sie irgendwo Schmerzen?“

„Ich habe einen unangenehmen Druck auf dem Kopfe“, sagte sie und fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn.

„Trinken Sie dies hier.“ Er gab ihr noch eine ziemlich starke Mischung von Brandt und Wasser; sie lernte geistlos das Glas und sank wieder auf ihre Kissen zurück. Ihre Augen wanderten verwundert von einem zum anderen der Umstehenden, bis sie Rawdon erkannte, da verzückte sich ihr Gesicht durch ein Lächeln.

„Sprechen Sie zu mir“, küsterte Mr. Hartree dem jungen Manne zu.

Er trat an das Lager und nahm ihre kleine Hand in die seine; er neigte sich über sie und versuchte zu sprechen, aber die Stimme verlagte ihm den Dienst. Wie mit einem Schläge war die Vergangenheit mit all seinen Beziehungen zu Klara ihm wieder vor die Seele getreten.

„Mir ist so sonderbar zu Muth, mein Kopf ist so schwer“, sagte sie. „Wie bin ich denn hierher gekommen? Wo bin ich eigentlich?“

„Mr. Hartree hat dich am Wege gefunden und in sein Haus gebracht.“

„O, ja jetzt fällt es mir wieder ein. Polly schreute und warf mich ab. Es ist das erste Mal, arme Polly! Was ist aus ihr geworden?“

„Wir haben sie eingefangen, beunruhigt dich nicht über sie; laß uns zunächst an dich denken.“

„Ich kam von Miß Marston“, fuhr Klara mit leiser Stimme fort. „Sie versuchte, mich glauben zu machen, daß Du mich nicht mehr liebst. Ist da wahr, Cecil?“

Er drückte ihr die Hand, konnte aber keine Worte finden. Marian überlegte, ob sie nicht das Zimmer verlassen könnte, um nicht mit anzuhören zu müssen, was Klara Lambert vielleicht durch das Gefühl verklärter Liebe verbittert, über sie sagen würde. Ihr Partschor verbot ihr, Zeuge dieses Gespräches zu sein, und doch war es unmöglich für sie, die Thür zu erreichen, ohne von der Kranken bemerkt zu werden; so blieb ihr nichts übrig, als auf ihrem Platze auszuharren.

„Ich habe Deinnetzen viel gelitten“, rief sie, fuhr die Kranke fort, „und nun willst Du mich der andern wegen verlassen?“

„Nein“, murmelte er so leise, daß sie allein es nur verstehen konnte, es war nur der Ausruf einer von Reue zermarterten Seele, und doch machte er sich auch jetzt wieder die bittersten Vorwürfe, daß er sie auf's neue betrog. So leise er gesprochen, Marian hatte ihn doch verstanden, und sie freute sich von Herzen über seine Antwort. „Möchte sie ihn dadurch verlieren oder nicht, Klara's Mitleid

erregender Anblick hatte die edelsten Seiten ihrer Natur ans Licht gebracht, und jedes Gefühl der Eifersucht aus ihrer Seele verbannt.

„Denkst Du noch an unsere Spaziergänge in Windcombe?“ sagte die Kranke, müde die Augen schließend. „Es giebt in diesem Land nichts etwas so Schönes wie unsere kleine Kirche dabei, mit dem verwitterten und bemosten Thurm und dem kleinen, schattigen Kirchhof. Damals waren wir glücklich! Cecil, Du hast viel leiden müssen, seitdem wir von einander Abschied nahmen. Aber nun hast Du Dein Gedächtniß wieder.“

„Lady Gobio“ war ein stolzes Schiff. — Brandt und Wood beunruhigten sich sehr über sie, sie sahen mir jedesmal, daß sie schon fähig ist. Ist es schon spät? Es wird so dunkel. Nimm doch das schwere Gewicht von meinem Kopf.“

Sie phantasirte, und der Arzt winkte Cecil, fortzukommen. Er verließ, seine Hand zu legen; die Kranke mußte seine Absicht wohl merken, denn sie schlug die Augen noch einmal auf und sah ihn träumerisch an. „Willst Du jetzt gehen, Cecil? Geh mir noch einen Kuß.“

Während er sich über sie neigte, betete er inbrünstig zu Gott, er möge ihr Leben erhalten und ihn selbst den rechten Weg, sollte er auch noch so dornenvoll sein, finden lassen. Dann küßte er sie wieder und wieder, und als er zurücktrat, standen Thränen in seinen Augen.

Der Arzt nahm den freigebliebenen Platz ein; er beobachtete die Kranke einen Augenblick sehr scharf und schüttelte den Kopf. Mr. Hartree sah die Bewegung und kam leise näher.

„Ist der Zustand gefährlich?“

„Der Arzt nicht schweigend.“

„Ist nichts mehr zu machen?“

„Nichts, was nicht schon geschehen wäre. Da sie wieder zur Besinnung gekommen ist, ist es keine genöthigliche Gehirnerschütterung. Da sie über Trud auf dem Kopfe klagt, muß ich annehmen, daß die Haut des kleinen Gehirns verletzt ist, und ich fürchte, sie wird das nicht überwinden.“

(Schluß folgt.)

Hunde in der Wienerstadt.

Man hat in Wien mit großer Verwunderung vernommen, daß der Berliner Magistrat die Hundsteuer von 20 auf 30 Mark erhöhen will, weil die Zahl der Hunde innerhalb weniger Jahre von 30,000 auf 42,000 sich vermehrt hat. Das bedeutet weniger große Wien hat zu Anfang des Jahres 1910 nicht weniger als 65,000 Hundemarken ausgegeben. Freilich beträgt die Steuer für Kurshunde 8 Kronen (\$1.75), für Rathshunde, die zum Ziehen oder zur Bewachung von Gebäuden verwendet werden gar nur 4 Kronen. Wie viel von den 65,000 Hunden, die zu Anfang des Jahres in Wien herumlaufen, zur Zeit noch leben, läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, aber wenn man nach dem Hörensagen schließen darf, so ist im Jahre 1910 die Hälfte der Wiener Hunde eingegangen. Vor etwas mehr als einem Jahre brachten importirte Hunde die Stuttgarter Staupe nach Wien, und diese ansteckende Krankheit hat sich in mörderischer Weise ausgebreitet, so daß es jetzt in Wien kein Haus gibt, wo nicht die eine oder die andere Partie den Verlust eines Hundes beklagt.

Die Hälfte aller Wiener Hunde sind Dachshunde, oder, wie sie liebevoll genannt werden, Dackeln. Der Forstterrier, in Wien Forl genannt, ist ebenfalls sehr beliebt, namentlich wegen seiner größeren Bewealigkeit. Wie der Dackel hat er den Vorzug, daß er sich selbst rein zu halten weiß, was dem dritten Liebhaber, dem Spitz, nicht gelinget. Dieser muß so oft gewaschen werden, daß die neuerdings an allen Ecken und Enden Wiens entstehenden Hundebadanstalten als eine große Wohlthat empfunden werden. Affen- und Stallpinker gehören dann auch noch zu den häufigen Hunderschmeunungen, die in den Straßen Wiens herumwimmeln.

Man möchte glauben, daß den Hunden in Wien große Erleichterungen geboten werden. Dies ist aber nicht der Fall. In kein Gäßchen, in kein Kaffeehaus darf ein Hund mitgenommen werden. Die Trambahn, der Omnibus bleiben ihm verschlossen; in jeder öffentlichen Anlaage darf er nur an der Leine geführt werden. Nur die Stadtbahn steht ihnen offen. Der Hundestruß hat es also nicht leicht in der Kaiserstadt.

Der große Tummelplatz der Wiener Hunde ist der an der Ringstraße gelegene äußere Buraplatz, wo sich zwischen den Reiterbildern des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen große Rasenplätze dehnen. Auf diesen wird zu jeder Stunde des Tages ein großer Hundereigen aufgeführt, zu dem die Thiere in Automobilen und Equipagen herbeigeführt werden. Die Besieger sehen entzückt ihren spielenden Lieblingen zu und lernen einander kennen, tauschen auch ihre Erfahrungen gern aus.

Zu den größten Hundefreunden Wiens gehörte die vereingete Kaiserin,

die sich im Schönbrunner Schloßpart ein besonderes Hundebau bauen ließ, das heute noch steht, aber nicht mehr benutzt wird. Bernharden und englische Jagdhunde waren die Rassen, denen sie den Vorzug gab. Aber sie hatte auch kleine tödtliche Japaner, deren letzte Nachkommen, ein schwarzweiß geflecktes Mädchen, im Besitz der Frau Katharina Schratl sind. Die Kaiserin pflegte ins Hundebau zu kommen, sich von allen Thieren begrüßen zu lassen und mit größter Geduldigkeit der Reihe nach einzelne zum Morgenpaziergange im Trolergarten mitzunehmen. Als einer ihrer besonderer Lieblinge, ein lanobariger englischer Settler, einmala, ließ sie ihn von einem Bildhauer in Marmor verewigen. Das aluene Standbild wurde in der Sinaonashalle in der Lainzer Hermesvilla aufgestellt.

Eine sehr forafaltige Hundezucht für Stall- und Affendintfcher und die jetzt sehr beliebten Awerkgullterries wird in den kaiserlichen Hofstallungen durchgeföhrt. Hundeliebhaber lassen sich da schon Monate voraus auf den Wurf eines bestimmten Paars vormerken. Diese Hündchen werden mit Bedigree um ziemlich hohen Preis abgegeben.

Im fürstlich Schwarzenbergischen Schloß Frauenbera wird eine von England importierte Rasse, der Otterhund, gezüchtet. Besonders die Erbprinzessin liebt diese intelligenten, mit langem lockigen Wels dasortartig wachsenden, charaktervollen Thiere, und man kann sie im Schwarzenberg-Garten sehr oft in ganzen Rubeln beobachten.

Hundegeschichten sind in Wien überaus beliebt; wer ein hübsches Hundebenteuer schildern kann, ist eines großen Lesertreffens sicher, und so lange des gemütlichen Humoristen Eduard Poechl großer treuer Raqhbund lebte, kamen immer Anfragaan an den beliebtesten Schriftsteller, ob er denn keine neue Geschichte mit seinem Ami erlebt habe. Als das Thier einging und Poechl dies schmerzgerfüllt in einem Heuillon mittheilte, erhielt er Hunderte von Beileidsbezeugungen aus allen Ständen der Wiener Bevölkerung.

Der Kaiser war niemals ein Hundefreund, und dies moa der Grund sein, warum die Hunde aus allen Kaisergärten streng verewien sind. Sehr wenige Ausnahmen hat es gegeben. Die kleine Tochter des Kronprinzen Rudolf, Erzherzogin Elisabeth, jetzige Fürstin Windischgraz, hatte ein paar Jahre lang ein Wachtelhündchen, mit dem sie gern am Larenburger Park umherprang. Einmal war sie kurze Zeit allein mit ihrem Veli, nur von einem Lakaien beaufichtigt. Das Hündchen wagte sich aufs dünne Eis des Teiches, brach ein und machte jämmerliche Versuche, aus Land zu kommen. Die kleine Prinzessin schrie in ihrer Angst um den Spielgefährten auf, stampfte mit den Füßchen auf den hartgefrorenen Boden und rief dem Lakaien zu, er solle das Thierchen retten. Dem mochte um die prächtige Vivree bange sein, er zögerte und machte keine Miene, den Befehl auszuführen. Da schritt die kleine Prinzessin resolut vom Ufer aufs schilfdurchwachsenen Eis, das unter ihrer leichten Last brackte und zersprang. Das half. Im nächsten Augenblick stand der livrierte Knecht im Wasser und hob Erzherzogin und Hündchen heraus. Eine weitere Ausnahme wird für den Herzog von Cumberland gemacht. Wenn er in Venzig wohnt, geht er jeden Tag im Schönbrunner Park mit einem Collije Spaziergen, den er an der Leine führt. Natürlich macht das im Vublikum stets großes Aufsehen, weil man weiß, daß die an den Parkthoren Wache haltenden Gardisten Hunde nicht einlassen dürfen. Volle Freiheit im Schönbrunner Park herumzulaufen haben gegenwärtig nur zwei Hunde — die Dackeln des deutschen Kaisers Strolch und Here, die im Gefolge ihres Herrn gleich bei ihrer Ankunft den Weg in den Garten nehmen und dort lustig umherstollen und sich gebärden, als hätten sie sich alle Wege und Schlupfwinkeln zu einem Besuch zum andern genau gemerkt.

Auf einen glücklichen Zufall sollte man nie rechnen, wohl aber stets auf einen schlimmen gefaßt sein.

Eine Rede halten fällt Vielen leichter, als den Mund halten.

Ein New Yorker Polizist ist beim Dichten ertappt worden. Also wohl einer von den politischen Poeten, die bei Tamman's Teilung der Welt zu spät gekommen sind.

In eine bessere Dorfschule kommen einige durstige Studenten und verlangen ein paar Flaschen Rildschweimer Berg. Nach einer Weile kommt der Wirt in Eile mit den Flaschen und einem verächtlich aussehenden Kästchen unterm Arm. Er stellt beides auf den Tisch, öffnet das Kästchen und sagt: „Hier, ich hab' keine Zeit, klei Euch druff, was er hatwe wollt.“